

Wohnen und Leben

Burkhard R. Knipping

„Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Diese Frage einer Werbung vermittelt: Wohnen ist gut, aber nicht genug. Denn Wohnen kann Vegetieren in einer materialen Hülle aus Boden, Wänden, Decke, Tür, Fenstern sein. Diese materiale Hülle allein schafft kein Leben. Es muss eine qualitative Steigerung her, damit in dieser materialen Hülle gelebt werden kann bzw. in einer solchen Hülle Leben ist.

Die qualitative Steigerung des Wohnens hin zum Leben lässt sich durch Möblierung und Raumgestaltung erreichen, behauptet implizit der oben genannte Werbeslogan einer schwedischen Möbelfirma. Dagegen möchte ich einen Einschätzungswechsel vorschlagen: Das Wohnen ermöglicht schon als solches ein spezifisches Erfahren des Lebens.

Das Erfahren des Lebens im Wohnen hat vier auffällige Faktoren: die Bindung an einen Ort, die Grenzziehung Innen/Außen durch Schaffung eines Innenraums, der Verbleib für eine spürbare Zeit, das räumliche Zusammensein ausgewählter Menschen. In stärkster Weise spezifiziert der letztgenannte Faktor – diese Gemeinschaft für längere Zeit oder diese spürbare Gemeinschaft in einer begrenzten Zeit – das Erfahren des Lebens: Das lebendige Du / die lebendigen Ihrs sind dominierend; allerdings nur, wenn eine Bereitwilligkeit zum Du/Ihr gegeben ist und die Bereitschaft, sich selbst vom Anderen her zu verstehen, und nur wenn diese Bereitwilligkeit und Bereitschaft gegeben ist, kommt Leben ins Wohnen, denn vom Du/Ihr, vom Anderen her kommt das Leben. Insofern kommt auch vom Du/Ihr, vom Anderen die qualitative Steigerung und nicht vom kaufbaren Ding.

Die Bedeutung des Wohnens¹ für die Religiosität und Spiritualität ergibt sich durch das Erfahren des Lebens im Wohnen und

¹ Die Bibel bzw. die Heilige Schrift greift das Wohnen als Thema auf und verknüpft damit glaubensrelevante und geistliche Aussagen: Zum Beispiel verweist das Neue Testament sogleich auf die Herberge der Geburt Jesu, d. h., das Leben des Gottessohnes beginnt unter einem Dach. Später wird berichtet,

durch das Leben mit Anderen. Für das Entdecken einer primordialen Spiritualität des Wohnens kann deshalb gefragt werden: Wie wird in der Wohnung zusammen gelebt? Gibt es darin ein Mehr, bzw. gibt es darin ein Übersteigen des Selbst und ein Überschreiten der Gebundenheit an sich selbst? Bettet sich in das Wohnen eine Einübung in religiöse Praxis (als Lehre und Leben) ein, bzw. ergeben sich für die religiöse Praxis neue Perspektiven oder Interpretationen?

Meine Ausgangslage für die Beschreibung des Wohnens als spirituelles Geschehen hat drei individuelle Voraussetzungen: Ich betrachte das Wohnen einer recht großen Familie (1), und ich schaue auf dieses Familien-Wohnen als Mann bzw. Ehemann und als Vater (2). Dabei steht für mich nicht der Bezug zwischen Person und Wohnung im Vordergrund, sondern das Miteinander zwischen den Lebenden innerhalb der materiellen Hülle »Wohnung/Haus« (3).

dass Jesus seine Jünger dorthin führt, wo er selbst wohnt, und er sie dort einen Tag bei sich sein lässt (vgl. Joh 1,39), d. h., er hat ein Domizil, und mit ihm dort zu sein heißt, mehr von ihm erfahren zu dürfen und zu können. Jesus ist zu Gast im Haus des Zöllners, um im Privaten und unter Ausschluss vieler Neugieriger das Wesentliche zu besprechen; er speist in Häusern – als Gast und als Gastgeber und als Gabe – und nicht nur auf dem Feld. Er schickt Menschen zum Gebet sogar von der Synagoge und von der Straße weg und zurück in ihr Haus (vgl. Mt 6,6). Er kommt in die Häuser der Jünger und hinter die verschlossenen Türen (vgl. Joh 20,9.26), wohin sie sich ängstlich verkrochen hatten. Den Tempel nennt Jesus das „Haus meines Vaters“ (Joh 2,16), womit der Tempel als ein Ort der Präsenz Gottes, des Zusammenkommens von Mensch und Gott und ihrer intimen Begegnung charakterisiert wird. Jesus spricht immer wieder davon, er gehe voraus, um „Wohnungen“ zu bereiten im „Haus des Vaters“ (Joh 14,2). Hiermit wird die Aussage von der Präsenz Gottes, vom Zusammenkommen Gottes und der Menschen und der intimen Begegnung noch intensiviert und für die Ewigkeit festgelegt. Jesu Anhänger ziehen mit der Selbstbezeichnung als „Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19) eine Schlussfolgerung: Wir wohnen bei Gott und mit ihm. Herauszuheben ist der Hinweis, Gott wohne in der Mitte seines Volkes bzw. der Menschen, denn er zieht sich durch die Heilige Schrift (vgl. den ersten Beleg im Buch Exodus 25,8-9 und den letzten Beleg im Buch Offenbarung 21,3). Und gerade diese umfassende und rahmende Zusage Gottes zeigt, dass ein Wohnort – mal Zelt, mal Tempel, mal Haus – für Gott rechtens ist, wenn dieser Wohnort nur inmitten der Menschen ist.

Eingestehen möchte ich, dass diese Beschreibung ein Versuch ist; denn es stehen wenig Hilfen zur Verfügung.²

Hineinnehmen in das Intime

Um den Straßenschmutz draußen zu lassen und um den Putzaufwand einzuschränken, gilt bei uns: »Im Hausflur bitte die Schuhe ausziehen.« Entsprechend liegen oder stehen bei uns mindestens sechs Paar Schuhe auf dem Fußboden unseres Flures, und sind kleine Gäste da, sind es mitunter zehn. Ich stolpere oft über diesen Schuhhaufen. Auch geistig, denn er zeigt mir: Mit dem Wechsel vom Straßenschuh zum Hausschuh, zum Stoppersocken oder Strumpf wurde nicht nur von draußen nach drinnen gewechselt, sondern vom Außen-vor-Sein zum Dazugehören. Dies gilt für Familienmitglieder und auch für Fremde.

² Diesen Mangel an Hilfen führe ich darauf zurück, dass Familie und genauso Wohnen bisher selten zu einem eigenen spirituellen Thema und Anliegen gemacht worden sind. Ein Grund liegt m. E. in der Vereinnahmung der Familie durch die Kirche:

Das Zweite Vatikanum nennt die Familie „häusliches Heiligtum der Kirche“ (Ap.Act. 11) und „Hauskirche“ (LG 11). Aber so wird die Familie lediglich der Kirche zugeordnet, und sie wird Bestandteil der Kirche wie eine Filiale. Dadurch sind die Familie und das Wohnen so stark vorbestimmt, dass es kaum möglich ist, die Familie und das Wohnen auf religiöse oder spirituelle Besonderheit zu befragen.

Auch die Beschreibung der Kirche als „Familie Gottes“ (LG 6) wertet die Lebensform »Familie« nicht auf, sondern übernimmt nur vermutete Eigenschaften von »Familie« in die Beschreibung der »Kirche« auf. Sind diese vermuteten familiären Eigenschaften erst in die Beschreibung der Kirche aufgenommen, ist die Familie hinsichtlich ihrer Eigenschaften enteignet und entwertet; denn was ursprünglich der Familie gehörte bzw. was ihr Proprium war, ist nun allgemeine Eigenschaft der Kirche. Etwas religiös oder spirituell Eigenes oder Besonderes zu sein ist der Familie dann genommen.

Darüber hinaus weist die Kirche den Eltern die Funktion zu, „für ihre Kinder die ersten Glaubensboten“ zu sein (LG 11; vgl. Ap.Act. 11). Als Vater lese ich diese Verpflichtung der Familie so, dass aus Sicht der Kirche die Familie in ihrer Wohnung / in ihrem Haus nur dann eine Berechtigung und eine Wertigkeit hat, wenn sie und ihr Wohnen zum Ort konstanter Katechese werden. Ist dem so, dann würde kirchlicherseits der Familie als solcher und aus sich heraus keine eigene religiöse oder spirituelle Bedeutung zuerkannt.

Denn wer als Fremder die Schuhe ausziehen darf, kann für längere Zeit reinkommen. Er darf sich hineinbegeben ins Innere unseres Hauses, was letztlich heißt, er darf sich den internen Gewohnheiten der Hausinsassen angleichen; er darf sich einfügen in das vorhandene Zusammensein; er darf sich gleichmachen mit uns, die wir hier wohnen und leben. Damit geht der Gast in die Intimität ein, die zwischen uns, die in diesem Haus ihr Zuhause haben, herrscht.

Und wir als Gastgeber – egal, ob Kind oder Erwachsener – lassen den Anderen zu uns herein und an uns heran; er darf uns erleben, wie wir im Inneren unseres Hauses sind und zugleich in unserem Inneren; denn im Hausinnern sind wir ungeschminkter, unverstellter, unkonventioneller (»privater«), eingespielter und damit viel besser als Person erkennbar. Wir nehmen den Gast nicht nur auf, sondern wir nehmen ihn in unser Wohnen hinein und gewähren ihm eine Teilhabe bzw. ein Mitsein in unserem Zusammenleben.

Damit bekommt der Gast die Möglichkeit, tieferen Einblick in uns zu nehmen. Er bekommt auch das Recht zugesprochen, das familiär Gewohnte durch seine Anwesenheit zu verändern und unser Zusammensein mitzubestimmen: Was machen wir zusammen? Worüber sprechen wir? Wer spricht mit wem? Wer sitzt wo? Der Gast darf unsere Aufmerksamkeit verlangen, darf sich in den Vordergrund stellen, darf über das zu Geschehende verfügen.

Dieses alltägliche Hineinnehmen in das Intime oder Innenleben unserer Familie ist für Gast wie Gastgeber ein Grenzüberstieg, der ein neues (wenngleich kurzes) Zusammenleben ermöglicht.

Das Schuhe-Ausziehen der Kinder vor dem Betreten des Hauses hat mich einen neuen Blick auf den biblischen Text Exodus, Kapitel 3 gelehrt. In der Regel las ich Ex 3 aus der Perspektive des Menschen, d. h. als Ritual der Anerkennung des heiligen Raums bzw. der Heiligkeit Gottes. Ich lese den Text nun auch aus der Perspektive Gottes: Da der Heiligkeit Gottes nicht mehr oder minder gedient ist durch einen unbeschuhten oder durch einen beschuhten Moses und da Gott auch einem beschuhten Moses sein Vorhaben hätte kundtun können, erscheint mir der Ruf Gottes, die Schuhe auszuziehen, als ein besonderes Signal. Nämlich: »Ich lasse dich zu mir kommen, und du bist mir ganz nah.« Das bedeu-

tet, dass Gott hier den Menschen einlädt, sich ins Intime Gottes aufnehmen zu lassen. Damit ist der „heilige Boden“ nicht nur der Bereich von Nähe, Kontakt und Gespräch mit Gott, sondern – aus der Perspektive Gottes gelesen – das Angebot Gottes an den Menschen, in ihn hineingenommen zu werden, und damit eine Offenlegung bzw. Offenbarung Gottes.

Überraschend ist, dass der Exodus-Bericht für den „heiligen Boden“ keine räumlichen Grenzen ziehen will: Mose sieht den Dornbusch schon aus großer Entfernung und ist im Begriff, darauf zuzugehen. Sofort spricht Gott den gehbereiten Mose an, sich nicht zu nähern, jedoch die Schuhe abzulegen, denn Mose stünde auf heiligem Boden. Damit ist der Radius des heiligen Bereichs räumlich undefiniert und ergibt sich aus dem Sprechen Gottes und dem Sehen des Menschen. Positiv formuliert ist die Ademah (der Erdboden) allerorten Begegnungsbereich mit Gott, aber an manchen Flecken vielleicht in besonderer Weise.

Das wäre eine Ermutigung, dass auch Wohnen und Familienleben eine Möglichkeit der Gottesbegegnung sein können.

Chaos und Ordnen des Daseins

Es ist in unserer Familie eine leidige Pflicht, entweder als Elternteil selbst aufzuräumen, mit den Kindern für Ordnung zu sorgen oder die Kinder aufräumen zu lassen. So notwendig diese Aufgabe ist, so vergeblich ist sie. Denn nach kürzester Zeit liegt wieder vielerlei Spielzeug oder Schularbeitsmaterial breit verstreut. Auch wir Erwachsenen hinterlassen Spuren (z. B. Kleidung, eine gelesene Zeitung) und ebenfalls das Zusammensein von Kindern und Eltern (z. B. Geschirr, Gesellschaftsspiele). Wenngleich die Heftigkeit des Chaos verschieden ausfällt, zeigt sich doch, dass Wohnen als Zusammenleben unweigerlich Unordnung und Durcheinander schafft.

Wo also Leben oder besser: wo Zusammenleben geschieht, entsteht Chaos. Dieses Chaos kann störend oder zerstörerisch wirken und erinnert mich an das lebenslose bis lebensfeindliche Tohuwabohu (Gen 1).

Als Eltern geben wir praktische Hilfestellung, damit wir als Familie aus dem Chaos zurück in eine Ordnung gelangen und damit wir miteinander wohnen und leben können. Bei dieser Hilfestellung bzw. beim Aufräumen geht es um noch mehr: Es ist eine grundlegende Einübung in das Ordnen des Chaos des eigenen Lebens, und mit dieser Einübung vermittelt das Aufräumen/Ordnen eine Botschaft an die Kinder (und an uns Eltern): »Sorgen, Schwierigkeiten, Hindernisse, die im Dasein auftreten können, kannst du angehen und sie für dich in Ordnung bringen.« Diese Botschaft weckt (hoffentlich) das Vertrauen auf eine innere, mitgegebene Kraft und ermutigt, trotz aller Daseins-Wirrnis auf einen guten Grundzustand des Gegebenen zu hoffen.

Die Wohn- und Familienerfahrung des Ordnung-Machens ermöglicht mir ein Nachvollziehen bekannter biblischer Texte. Zum Beispiel wird mir Gottes Ordnen im Tohuwabohu, sein Schaffen und Festlegen von Zuordnungen (vgl. Gen 1; Ps 33,5-9.11.13; 104), verständlicher. Mit seinem Ordnen ermöglicht Gott das Leben und schafft Raum für das Lebendige, und weil er ordnet und schafft, wurzelt ein guter Grundzustand im Gegebenen. Und vielleicht ist diese göttliche Ur-Tat und Ur-Gabe uns Menschen als Prägung mitgegeben und eingewoben (vgl. Gen 2,19f.),³ so dass wir mit unserem Ordnen – in natürlich kleinen Dimensionen – das menschliche Zusammenleben ermöglichen können. Deswegen mache ich mir (zugegeben: nicht immer) das Aufräumen und alltägliche Ordnen zu einer Art geistlicher Übung: Aufräumen als Zusage an die Gottes-Ordnung gegen das Chaos und als Vertrauensaussage zum Reich Gottes.

Zudem: Wenn das – obgleich vom Chaos gefährdete – Leben eine Gottbezogenheit und Geordnetheit in sich trägt, dann finde ich damit ein tieferes Verständnis für Gleichnisse wie Mt 6,25-34; 10,29-31; Lk 12,24-31, in denen es um die Sorge geht. Denn diese Texte lese ich nun so: Eine verzweifelnde Sorge und ein Misstrauen gegen das Leben dienen dem Menschen nicht. Stattdessen er-

³ In dieser Deutungsperspektive erscheinen die auffälligen Listen im Buch Numeri (die Volkszählungen Num 1; 26; die Lager- und Marschordnung Num 2) wie ein menschliches Ordnen des Lebens und Zusammenlebens, zu dem Gott die Israeliten auffordert.

öffnet mir die Ahnung von der Gottbezogenheit des Lebens eine Hoffnung auf das Reich bzw. die Herrschaft Gottes.

Aber es fällt mir nicht leicht, darauf zu vertrauen; denn der Wechsel zwischen Ordnung und Unordnung ist unvermeidlich wie auch das Immer-wieder und zugleich Immer-vergeblich des Ordnen-Müssens. Das zerrt – ganz praktisch gesehen – nicht nur an den Nerven der Eltern und Kinder, sondern alles Tun und Machen sieht – in existenzieller Sicht – aufgrund dieser Instabilität und Zerbrechlichkeit fraglich, ja fast sinnlos aus.

Unplanbarkeit und Führung durch den Anderen

Vor einiger Zeit bat mich ein Single um eine sehr frühzeitige Terminangabe und begründete seine Bitte so: »Ich muss doch mein Leben planen.« Das war für mich eine sehr aufschlussreiche Aussage, die mir zeigte: Wer ungebunden ist, muss planen und sich koordinieren – Termine, Tage, das »Leben«. Wer als Familie zusammenwohnt, wird verplant und wird geführt – Ereignisse, Nächte, Jahre, lebenslang. Natürlich plane ich auch gern; nehme mir gern etwas vor; mache gern etwas Besonderes und verabrede mich dafür. Aber der Hauptgestalter meiner Verabredungen und Vereinbarungen bin nicht ich, sondern die Mitbewohner / die anderen Familienmitglieder, und zwar vornehmlich der Nachwuchs: An ihnen orientiert sich der Tagesablauf aufgrund ihrer Kräfte und Kondition, ihrer Erholungsfähigkeit (Pause, Mittagsschlaf, Nachtschlaf) und ihrer Termine (Kita, Schule, Sport etc.).

Natürlich planen meine Kinder nicht im eigentlichen Sinn des Wortes, und sie verplanen mich auch nicht. Sie machen auch keine unveränderbaren Terminvorgaben oder legen mich durch ihre Wünsche fest. Nein, es geschieht einfach etwas mit ihnen, und alles ist anders als soeben noch gedacht. Wenn ein Kind erkrankt, ist jeder Zeitplan dahin. Wenn ein Kind enttäuscht ist und sich sträubt, fällt ein gemeinsames Vorhaben aus oder bekommt schwierige Vorzeichen. Wenn ein Kind nachts schlecht schläft, kann man seinen eigenen Schlaf vergessen. Seit ich Kinder habe, komme ich sonntags so manches Mal zum Gottesdienst zu spät, und das passiert, weil durch und mit den Kindern immer etwas da-

zwischen- oder besser: dazukommt – eine Bitte, ein Bedürfnis, eine kleine Not. Zeitliche Bedingungen und Gemütswünsche bringt ebenfalls die Ehefrau ein wie ich selbst auch. So kommen dem Familienmitglied bzw. dem Mitwohnenden aus dem Leben heraus Ereignisse und Erlebnisse zu, die ein Single eigens planen muss.

Wohnen als Zusammenleben von einander zugetanen Menschen – beispielsweise einer Familie – hebt die Planbarkeit des Alltags und die Organisierbarkeit des Lebens auf. Vielmehr noch: Wohnen als Familie ist schlichtweg Geschehnis, und meine bzw. unsere Aktivität kommt erst dann, wenn sich etwas schon ereignet hat. Konkret zeigt sich das Geschehnis am Anderen und ist in der Folge Geführtwerden durch den Anderen und ein Rückdrängen der »Ich«-Ansprüche.

Dieses Geführtwerden durch Andere lässt mich oft an Joh 21,18 (»ein anderer wird dich gürtend und dich führen, wohin du nicht willst«) denken, wobei das Du der Familie nicht als der Andere gesehen werden kann. Aber dieses Geführtwerden durch die Familie übt mich ein in eine Rufbereitschaft, und ich hoffe, aufgrund dieser am Mitmenschen ausgerichteten Bereitschaft auch antworten zu können: »Wenn du es sagst, werde ich ...« (vgl. Joh 21,6 und auch Lk 5,5).

Opfergeschehen

In mir selbst und mit mir trage ich Stimmungen und Kräfte in mein bzw. unser Wohnen hinein, die das Wohnen gefährden. Die Anspannung durch den Beruf bedingt Konzentrationslosigkeit und mangelnde Aufmerksamkeit im Zu-Hause; die unterdrückten Emotionen des Arbeitsalltags sind als Enttäuschung, Frust und Wut noch in mir. Sie gelangen durch mich in die eigenen vier Wände, und zwar als Störfaktoren. Dazu kommt meine körperliche Ermattung, die aufgrund vieler familiärer, organisatorischer und praktischer Anforderungen (von Verwaltungsarbeit bis Hausputz) in mir ist (kann man auch sagen: wohnt?).

Das Wohnen ist also genau der Ort, wo sich bei mir die inneren Spannungen und Konflikte entladen oder austoben und damit leider genau die Liebste wie auch die lieben Kleinen treffen und er-

schüttern. Das heißt, unser Wohnen schützt die anderen Familienmitglieder nicht vor den außerhäusigen Ereignissen und nicht vor mir bzw. vor meinen Missstimmungen.

Deshalb muss ich mir eingestehen, dass, je mehr Liebe und Vertrautheit mir entgegengebracht werden, meine emotionale Gespanntheit umso stärker aus mir entweicht. Sie entlädt sich geradezu. Die Mitbewohner müssen, da sie da sind, meine Gespanntheit an- und aufnehmen. Genauer: Die Anderen laden sich meine Gespanntheit auf – hoffentlich in aufeinander verteilten und damit in kleinen Dosen. So oder so ist dieses Aufladen behindernd, verletzend oder schädlich für die Anderen.

Ich kann dieses sich selbst schädigende Auf-sich-Laden meiner Gespanntheit nur in einer alten Begrifflichkeit beschreiben: Die Familienmitglieder opfern sich für mich. Es ist ein besonderes »Für-dich-da-Sein«: Mir wird Entlastung ermöglicht, während sich die Familienmitglieder selbst belasten. Jedoch bin ich in gleicher Weise gefordert, denn die Lasten, die die Anderen nach Hause bringen, sind von mir aufzunehmen und zu tragen.

Mit dieser familiären Erfahrung kann ich Kreuz und Opfer, den Gottesknecht, das Schuld-Tragen Gottes und die Erlösung innerlich begreifen und sie mir glaubbarer werden lassen: für den Anderen etwas auf sich nehmen, das selbst gefährdend ist und eigene Lebensmöglichkeiten einschränkt bis beendet. Dem Anderen aber bietet es Entlastung, Erleichterung sowie Lösung und damit neues Aufleben. Andererseits geben das Kreuz Jesu und sein Opfer uns das Signal, dass Leben ohne Opfer nicht zu haben ist.

Offenlegung und Überstieg des Ich

Im Wohnen erlebe ich Geborgensein durch geliebte Menschen, und wegen dieser Menschen und dieses Geborgenseins öffne ich mich. Ich verringere die Scham im Sinne von Verstecken des Ich vor den Anderen. Auf meine Offenheit reagieren die Mitbewohner in einer gleichfalls offenen Art, was auf mich mitunter fast schonungslos bis schamlos wirkt, und ich fühle mich ohne Sicherheit und Schutz vor den Anderen der Familie. Denn hier – im Wohnen – wird mir unverblümt gesagt, was an mir stört; wird kritisiert,

was nicht passt; wird mir gesagt, warum ich verärgere; wird mir klargemacht, was ich falsch mache; wird mir ein Spiegel »Du hast ... Du bist ... « vorgehalten. Die Familie sagt oder signalisiert, was sie von mir wünscht oder was sie nicht mehr von mir erleben will. Alter, Rolle, Autorität, Leistung – all das spielt keine begrenzende Rolle, sondern auf dem Fundament einer familiären Gleichwertigkeit kann selbst der Zweitjüngste der Familie zu mir sagen: »Papa, du nervst«, und er kann seiner Aussage berechtigterweise einen Nachdruck geben wie außerhalb der Familie keiner.

Doch die klare Ansage und die unverblümete Aussage, das ehrliche Sprechen, die offene Aussprache zielen nicht auf das Verletzen und dienen nicht einem Machtkampf, vielmehr wollen damit alle gemeinsam ein Miteinander schaffen, indem das Zueinander, Beieinander und Füreinander der Familienmitglieder wichtig ist und wachsen kann. Dafür lässt meine Familie mich durch ihre Worte, Vorwürfe, Anklage usw. mein Inneres berühren und mich durch ihr Offenlegen, Kritisieren (Beschneiden) in mich selbst hineinsehen. Es geht ihnen um mein persönliches Werden und dass ich mehr und mehr ein eigener Mensch bzw. ein Ich werden kann.

Wohnen zeigt sich so als Ort, wo wir werden und wo wir uns durch den Anderen verändern, durch ein Du, weil das Du das Ich offenlegt. Und wenn ich für den Anderen ein Du bin, werde ich wieder ich.⁴ Das ist Begleitung hinein ins Leben und zum Leben.

Ich weiß es nicht, aber ich hoffe, dass dieses »durch den Anderen« – dieses Hören und Horchen – eine Übung ist, um auf das ganz andere »Du« Gottes zu achten und auf seinen Ruf zu warten, in dem sich andeuten könnte, wer ich bin und wo Gott ist.

Permanente Verletzlichkeit und Liebesdienst

Das Wohnen mit meiner Familie bedeutet auch, dass dort, wo ich die meiste Intimität empfinde und zulasse, genau diejenigen mich stark verletzen können, die ich sehr, sehr nah an mich heranlasse. Hier bekomme und gebe ich die meiste Zuwendung, und hier gebe und erschne ich die höchste Sicherheit und erlebe zugleich, dass

⁴ Der Überstieg des Selbst bzw. die Transzendenz des Selbst ist also nicht als Ego-Trieb oder als Ego-Trip, sondern nur durch den Anderen möglich.

dieser Ort und dieses Zusammenleben auch der Ort schlimmer Enttäuschungen (auch im positiven Sinne) und stärkster Konflikte und damit von Krisen sind.⁵

Diese Erfahrung teilen bei uns alle sechs Menschen, die miteinander unter unserem Dach wohnen. Wir alle leiden daran, und wir versuchen, dagegen anzugehen. Aber es gelingt nicht. Wir trösten einander über das »Es gelingt nicht« hinweg, indem wir uns eingestehen, dass Konfliktmomente unvermeidlich sind und dass sie dies wohl gerade wegen unserer Nähe, Intimität und Liebe zueinander sind. Und weil wir so verletzlich sind und immer wieder verletzt werden, wird ein sehr tiefes, inneres Vertrauen benötigt, um überhaupt noch über die Verletzungen hinweg an Liebe glauben zu können, um noch miteinander sein zu können, um Liebe und Miteinander noch möglich sein zu lassen.

Dieses Vertrauen übersteigt die alltäglichen, praktischen und zugesagten Liebes-Zuwendungen bzw. liegt ihnen zugrunde. Es wird nicht verbalisiert, aber es ist da: Wenn z. B. ein Geschwister- oder Eltern-Kinder-Knatsch oder Ehepartner-Krach auf seinem Höchstpunkt kocht und Eiseskälte, innere Distanz oder zumindest Missstimmung herrschen, ist plötzlich eine tiefe Kraft da, um jetzt Gefühle, Situation und sich selbst zusammenzuhalten. Da wird schon im Inneren des Herzens der Anstoß gefühlt, sich als Familie wieder zusammen an den Tisch zu setzen oder sich als Eheleute doch wieder zueinander ins Ehebett zu legen. Dank dieser Kraft und dieses Vertrauens können wir immer wieder zueinanderfinden bzw. spüren, dass wir trotz allem immer noch einander lieben und miteinander sein können und ein Wir sind. Und indem wir wieder zueinanderfinden, bestätigen wir dieses besondere Vertrauen. Dieses alltägliche Bestätigen des besonderen Vertrauens scheint mir ein außergewöhnlicher Liebesdienst zu sein, den wir einander geben können.

Die Erfahrung eines besonderen Vertrauens hilft mir, die Texte von Gottes Liebe, Zorn und Eifersucht⁶ (und die Hinweise auf

⁵ Die Bibel kennt wohl nicht ohne Hintergrund als ersten Mord ein innerfamiliäres Verbrechen: den Brudermord (vgl. Gen 4).

⁶ „Zorn“ findet sich erstmals in der Volksgeschichte in Ex 4,14, und der Spitzentext ist Ex 32,9-14. Für die „Eifersucht“ (bedingt durch das eigentlich ver-

den wohl auch aufbrausenden Jesus)⁷ zu verstehen: Immer wieder wird die göttliche Zuwendung zum Menschen von diesem verneint und diese damit durch den Menschen verletzt. Darum kocht die Emotion auf göttlicher Seite hoch, und es kommt zu starken Reaktionen Gottes (vgl. Num 14,10b-38), jedoch bald zeigt er wieder Zuwendung: Die Bindung Gottes an die Menschen ist stärker als Gottes Verletztheit; die Verbundenheit Gottes mit den Menschen ist kräftiger oder mächtiger als die Ablehnung der Menschen.

Achterbahnfahrt der Gefühle

In der Familie, die zusammen wohnt, sind wir unentwegt füreinander da, und zwar in einem doppelten Sinn: Einerseits sind wir aufeinander bezogen und andererseits voneinander abhängig. Außerdem sind alle Mitglieder unserer Familie einander ähnlich (im Aussehen, im Sprechen, in den Gesten) oder angeglich (als Ehepaar haben wir uns einen gemeinsamen Habitus angeeignet). Gleichzeitig wissen wir alle, dass wir auch sehr verschieden sind (jung – alt; männlich – weiblich; Rollen Vater – Mutter, Ehepartner – Ehepartnerin, Sohn – Tochter, Bruder – Schwester, Eltern – Geschwister). Das führt mal zu Gefühlen der Zugehörigkeit und Einheit und mal zu Konkurrenzen und Absetzungswünschen.

Diese verschiedenen Ambivalenzen sind kaum aushaltbar. Erschwerend kommt hinzu, dass leider für keinen Moment des Zusammenlebens vorab erahnbar ist, welches Gefühl bei wem jetzt bestimmend ist und wie wer auf den Anderen zukommt.

Deshalb ist Miteinander-Wohnen eine ständige Achterbahnfahrt der Gefühle, und jede Situation des Zusammenlebens ist anders und bis zum Moment ihres Eintretens nicht erahnbar. Wenn ich jedoch bereit bin, mich den Gefühlen der Anderen auszusetzen und ihnen nachzugeben, führt es mich zu einer großen Aufmerksamkeit.

Mich lehrt dieses Erleben, dass selbst einer intimen Gemeinschaft wie der Familie eine innere Instabilität mitgegeben ist, ob-

lässliche Bindungs- und Eigentumsverhältnis zwischen Gott und Gläubigen) findet sich Aussagekräftiges in Ps 78,55-66.

⁷ Vgl. etwa die »Tempelreinigung« Jesu.

wohl sie ganz bewusst äußere und innere Stabilität geben will: eine Stabilität der Personenzahl, der Verbundenheit, der Örtlichkeit – diese insbesondere durch das Wohnen.

Anarchie und steter Beginn

Auch gemeinsame Gemütslagen sind bei uns nie von langer Dauer: Da sitzen wir zu dritt auf dem Sofa, kuscheln, reden, sind froh aneinander und miteinander zufrieden; es kommt ein Vierter – egal, wer es ist – hinzu, und schon ist alles anders. Und oft können wir drei aufgrund unserer eigenen Stimmung dem Hinzukommenden nicht ad hoc geben, was für ihn in seiner Gemütslage jetzt emotional gut wäre. Dann denke ich manchmal: »Wir passen nie zusammen, oder wenn doch, dann nur für ganz kurze Momente.«

Aber das Schöne ist: Wir müssen nicht nur, sondern wir können und wir wollen uns aufeinander einstellen und uns aufeinander abstimmen. Und dann passt es wieder, wenngleich die gemütliche Sofa-Situation vorbei ist und sie Platz gemacht hat für eine neue Vierer-Situation mit ihrer gerade geschaffenen Gemütslage.

Das Wohnen bzw. das familiäre Zusammenleben in einer Wohnung entdecke ich als eine Anarchie: ohne Dominanz einer Person, ohne Herrschaft, sondern jede/-r kann ihren/seinen Teil von den Anderen einfordern und darf dafür eine Störung vornehmen, um ihren/seinen Teil zu erhalten. Jede/-r ist danach daran beteiligt, das Gewünschte zu erfüllen und zugleich die neue Situation mit den Anderen (die er/sie sich auswählen kann) aufzubauen.⁸ Wieder und wieder wird gemeinsam neu begonnen.

Es hat gedauert, bis ich begriffen habe (und das Begreifen dauert noch an), dass Wohnen als Familie »Leben in aller kleinsten Abschnitten« ist und dass dieses Zusammen-Leben immer neu zu beginnen und aufzubauen (oder sogar: zu schaffen?) ist.

Eines ist anzufügen: Obwohl wir uns miteinander immer wieder gemeinsam bemühen, bleiben viele Gefühle unbeantwortet und viele Bedürfnisse ungestillt. Im Gemeinsamen erreichen wir

⁸ Dieser Neuaufbau schließt nicht aus, dass bestimmte Familienmitglieder verstärkt beteiligt sind. Ihnen werden dafür von den Anderen die entsprechende Autorität und Möglichkeit zuerkannt.

nur ein Miteinander, aber nie eine vollständige Passung für die/den Einzelne/-n. So muss ich mir oft als Vater eingestehen: »Was die Kinder oder eines der Kinder dringend an Zuwendung und Gefühl von mir benötigten, habe ich ihnen vorenthalten.« In das gemeinsame Vermögen mischt sich mein individuelles Unvermögen oder meine individuelle Begrenztheit ein. Damit ist ein anderer Aspekt des Wohnens, der oben schon beschrieben wurde, berührt: Im gemeinsam genutzten Raum werden die Ich-Mängel und menschlichen Grenzen offengelegt und die Schatten erkennbar. Vielleicht deutlicher als auf einem großen, öffentlichen Platz.

»Bande«

Trotz vieler alltäglicher Unzulänglichkeiten, die sich zwischen uns als Wohnende stellen, gibt es eine tiefe Verbundenheit der Wohnenden bzw. der Familienmitglieder; der Zusammenhalt ist stärker als die sprengenden Kräfte oder Mächte. Und zugleich gründet jeder kleine Neubeginn auf dieser Verbundenheit und diesem Zusammenhalt und fördert sie zudem.

Verbundenheit und Zusammenhalt wurzeln wohl auch darin, dass die Familienmitglieder⁹ durch Geburten zusammengeführt wurden¹⁰ und nicht – ausgenommen die Eltern, die einander zu Eheleuten wählten – durch Wahl, wie man Freunde oder Bekannte wählt. Nicht sachliche oder inhaltliche oder persönliche Gründe waren die Ursache des Zusammenkommens, sondern allein der schlichte, natürliche Lebensbeginn. Vielleicht sind Verbundenheit und Zusammenhalt, die unentwegt das Neubeginnen ermöglichen, vermittels des Geburtserlebens – des Beginns schlechthin – eingepägt worden, und dies will wohl der Begriff »Blutsbande« signalisieren.¹¹ »Blutsbande« und das gemeinsame Wohnen führen auch

⁹ Selbstverständlich wird auch das Ehepaar über die Geburt seiner Kinder zusammengeführt: Das Paar wird nämlich zu Eltern und damit trotz zweier Rollen (Vater, Mutter) zu Einem; das Paar orientiert sich gemeinsam durch die Kinder als Paar neu.

¹⁰ Dieses gilt auch für sog. Patchworkfamilien. Hier ist lediglich die Zahl der zueinander führenden Geburten anders auf die Eltern verteilt.

¹¹ Neben den »Blutsbanden« sind das besondere Vertrauen (s. o.) und die innere Kraft (s. u.) noch zwei zusätzliche Bande.

dazu, dass sich meine Unzulänglichkeiten und Eigenheiten auf die Kinder übertragen – quasi bei ihnen »einfleischen«.

Wegen dieser Erfahrung von festen Banden verstehe ich die familiäre Begrifflichkeit, die wir bei der Gottesanrede des Vaterunsers (Mt 6,9) verwenden, neu: Sie lässt anklingen, dass wir uns wegen und trotz all der Störmanöver gegen unsere Gottesbeziehung jene Verbundenheit und jenen Zusammenhalt wünschen, den wir zwischen Vater und Kindern bzw. zwischen Mutter und Kindern erleben. Vielleicht bezeichne ich mich gern als »Gottes Kind«, weil ich weiß, dass in Eltern- bzw. Vater-Kinder-Beziehungen die Verbundenheit und der Zusammenhalt fast unzerstörbar sind und ein gemeinsamer Neubeginn immer geschehen kann (vgl. die Geschichte vom barmherzigen Vater Lk 15,13-32).

Ort der Demütigung

Ich gehe arbeiten, um Geld zu verdienen, das zu einem hohen Anteil für die Kosten des Wohnens aufzuwenden ist. Zugleich habe ich an diesem Wohnen selbst wenig Anteile, denn zeitlich und sozial bin ich zu Hause gering beteiligt.¹² Das Nicht-zu-Hause-Sein macht mich in unserem Hause zu einem Geringbeteiligten, der sich ab und an ausgegrenzt fühlt. Wenn ich zu Hause bin und »mitwohne«, ist die aktiv nutzbare Zeit für das Zusammensein und die Gemeinschaft gering. Meine Möglichkeiten des Wirkens und Mitwirkens und meine Möglichkeiten des Handelns für die Anderen zu Hause sind also sehr begrenzt.

So bin ich aufgrund der Berufstätigkeit nicht dabei, wenn in unseren vier Wänden die Kinder und die Ehefrau Ereignisreiches erleben. Nur durch Berichte von Partnerin und Kindern vermittelt, kann ich Anteil nehmen, aber das sind Anteile, die zeitverschoben und die nur als Wiedergabe erlebbar sind. Und vieles Wesentliche des Alltäglichen entgeht mir, weil es nicht erzählbar ist oder weil vergessen wird, davon zu berichten, oder weil die, die es erlebt haben, nicht berichten mögen von dem, was nur in der Ereignissituation bedeutsam war. Auch zur Gestaltung des Hauses kann ich

¹² Dass ich durch die Berufstätigkeit eine Menge selbst gestaltbarer Lebenszeit verliere, ist noch zu ergänzen.

wenig beitragen: Das Ausgestalten der Räume, das Schaffen der Atmosphäre, die emotionale Färbung des Zuhauses und das Klima des gemeinsamen Wohnens – all das fällt denen zu, die das Haus mehr nutzen als ich. Nur wer im Haus lebt, prägt das Wesen des Hauses und das Zusammenwohnen, und da ich kaum mitprägen kann, fühle ich mich im eigenen Haus manchmal wie ein Zaungast.

Dadurch gerate ich sogar in einen Deutungskonflikt: Wohne ich in unserem Haus, oder verweile ich dort nur zwischen Arbeitstag und Arbeitstag? Ist mein Wohnen ein Wohnen oder nur ein Standort zur Nacht? Ist mein Zuhause wirklich mein Zuhause, oder sind Büro und Dienstgebäude (bei anderen: Firma, Werkhalle, Kundenräume) viel mehr mein Standort? Welche Bedeutung hat überhaupt der Wohn-Ort, wenn der andere berufliche Ort eine zumindest zeitlich, wahrscheinlich auch emotional hohe Relevanz hat? Aus meiner Sicht verweist das Wohnen beispielhaft auf eine oft vorhandene existenzielle Demütigung: Menschen müssen oftmals großen Aufwand für das Leben treiben, ohne selbst einen Nutzen davon zu haben.

Erkennbar wird für mich, dass ich in einem großen Zwiespalt lebe: hoher Aufwand – wenig Nutzen; viel berufliche Zeit – wenig Wohnzeit; großer persönlicher Einsatz an Lebenszeit – Mangel an Familienzeit. Lässt sich dieser Zwiespalt auflösen?

Ich habe mir hinsichtlich des Wohnens die existenzielle Demütigung und den Zwiespalt etwas gemildert, indem ich meine Berufstätigkeit, mein Nicht-Wohnen, mein Nicht-Zusammensein, mein Nicht-dabei-Sein legitimiere und sinnvoll deute: Meiner Frau und unseren Kindern und mir stelle ich bzw. stellen beide berufstätige Eltern einen Wohn-Raum zur Verfügung. Wegen dieses Raumes arbeite ich Werktag für Werktag, aber nicht wegen des Raums, sondern wegen des »für euch« und auch wegen des »für uns«.

Letztlich können Demütigung und Zwiespalt für mich nur von denen ganz aufgelöst werden, die in der Wohnung bzw. in dem Haus wohnen. Sie, die schon in der Wohnung sind, können für mich die Demütigung aufheben, indem sie mich jeden Abend hereinlassen und mir signalisieren, wie froh sie sind, dass ich wieder da bin, und indem sie, die im Hause bleiben, mich jeden Morgen mit dem Gruß »Bis heute Abend« entlassen. Es ist gut für mich

und mein Glück, dass sie es tagtäglich tun und sie mir meine Aufnahme immer wieder bestätigen: »Komm herein, du gehörst dazu«.

Ort des Wir

Die Festlegung, wer Bewohner ist, treffen die Bewohner nicht oder nur begrenzt abhängig von der im Zuhause gemeinsam verbrachten Zeitmenge. Stattdessen zählen eine Selbstbeschreibung des »Wir« und ein Erleben des »Wir«.

Die Selbstbeschreibung und das Erleben grenzen zum einen nach außen hin ab. Nach innen hin implizieren sie: »Wir – das ist unsere Familie, und du und du, du ... und du gehörst dazu« oder »Wir sind ein Paar, und du bist mein Partner, und ich bin dein Partner / deine Partnerin.« In diesen »Wir«-Sätzen steckt die Aussage einer Zugehörigkeit (1), eine Rollenbeschreibung (2) und ein Dienstangebot (3): »Du bist für mich (1) Vater/Mutter oder Ehemann/Ehefrau oder Sohn/Tochter oder Bruder/Schwester oder möglicherweise anderes (2), und wenn du mich lässt, bin ich dir das dem Entsprechende, um so für dich da zu sein (3).«

Damit das »Wir« und damit auch das gemeinsame Wohnen wirklich gelingt, kommt es genau darauf an, das vom Anderen mir Zugesagte anzunehmen und ihm zurückzusagen bzw. ihm meinen Dienst anzubieten: »Weil du mir Kind oder Ehefrau bist, bin ich für dich Vater oder Ehemann.« Dieser Dienst bzw. diese Rückgabe ist die Gabe, die ich als derjenige, der seine meiste Zeit außerhalb des Wohn-Raums und der Familie verbringt bzw. verbringen muss, keinesfalls vernachlässigen darf. (Obwohl es oft verlockend wäre, das Zuhause-Sein nur zu meiner Erholung zu nutzen.)

Überraschende Kraft

Was ich zuvor aus dem familiären Wohnen skizziert habe, ist alltäglich mit viel Handeln, Sprechen, Füreinander-da-Sein und Hingabe verbunden. Es kostet Kraft, und oft kommt der Gedanke auf: »Ich kann nicht mehr; ich will nicht mehr.« Doch kaum ist der

Gedanke gedacht, ist überraschend eine innere Kraft da, den Wunsch des Anderen doch erfüllen zu können.

Diese innere Kraft hebt die Blockade auf und nimmt die Entkräftung weg; sie ermöglicht wieder die Ausrichtung auf das Du. Es ist eine heimliche wie unheimliche Kraft, die täglich meine innere Bereitschaft anders werden lässt, als ich sie bisher kannte, für möglich hielt oder von mir aus wollte. (Dies gilt sogar auch für meine körperliche Kondition.) Es ist eine Kraft, die durch jegliches Durcheinander hindurchführt und über Verletzungen hinwegbringt, die allen kurzen glücklichen Momenten eine Dauer in uns gibt und die jedes neue Zusammenkommen mit den Anderen zu einem Anfang macht.¹³

Mir erscheint diese in mir verspürte innere Kraft als zentraler Aspekt des Wohnens und auch des Wohnens im Leben. Ohne sie würde mir früher oder später das Wohnen als Zusammenleben unmöglich werden, und ohne sie würde ich es im Leben nicht aushalten. Diese immer wieder als Vater, als Eltern, aber auch schon als Kind verspürte Kraft möchte ich als »Abbild« jener Kraft deuten, die Atem (Gen 2,7) und Geist (Gen 1,2) ist und Leben schafft bzw. auferweckt. Und ich hoffe, in dieser plötzlich kommenden und dann wirkenden Kraft eine mir »eingewebte« Gabe Gottes erhalten zu haben, und hoffe, dass diese Kraft, wann immer sie mich überrascht, ein Hauch der Berührung seiner Mächtigkeit und Heiligkeit ist, ein Zeichen der Lebensnähe Gottes und eine Spur seines Bei-mir-Seins.

Rückblick

Die Frage nach dem Wohnen wurde in diesem Beitrag anhand von Menschen beantwortet, die in besonderer Weise zusammengekommen sind: durch Liebe, durch Geburten, durch Verbundenheit, so dass eine Familie entsteht.

– Wohnen heißt für eine Familie räumliche Begrenzung und (längerfristig) festgelegte Personenzahl. Wohnen ist der gemeinsame Wunsch bzw. die Zustimmung und die genutzte Möglichkeit, unter

¹³ Selbst nach einer durchwachten Nacht sind am Morgen beim Zusammenkommen mit den Kindern der Anfang da und die innere Kraft.

einem Dach gemeinsam das Leben zu erfahren. Das Einzigartige des Wohnens als Familie ist, im häuslichen Zusammensein die anderen Familienmitglieder im permanenten Wechsel der Situationen eng und intensiv zu erleben und zu entdecken. Dieses Erleben und Entdecken des Du bzw. der Dus wie ebenso des Wir und davon abhängig auch des Ich ist wohl nirgendwo sonst so gegeben.

– Wohnen als Familie bedeutet oder verlangt immer wieder eine Entgrenzung bzw. einen Überstieg des Ich auf den Anderen: Gastgeberschaft, Führung, Opferung und »Ich werden durch dich«. Dabei wechseln alle Familienmitglieder sowohl in die aktive wie in die passive Rolle.

– Wohnen als Familie zeigt, dass Leben ist, wo die Verwiesenheit auf den Anderen oder die Anderen angenommen und gelebt wird. Dann können tiefe Wesenheiten des Lebens berührt werden, dann kann aus diesen Wesenheiten gelebt werden: der gute Grundzustand des Gegebenen (Dasein und Sosein), das besondere Vertrauen, der geburtsbedingte Zusammenhalt.